

## HuK-Forum zum Krieg in der Ukraine: Podiumsgespräch und Diskussion

Dienstag, 22.3.2022

### Ein Bericht und ein paar persönliche Gedanken

Nichts scheint in diesen Tagen des endenden Winters und beginnenden Frühjahrs 2022 mehr so zu sein, wie es war. Augen, Ohren und Gefühle der Weltöffentlichkeit und insbesondere Europas verfolgen seit mittlerweile einem Monat mit Ohnmacht, Fassungslosigkeit, Schmerz und zweifellos auch mit einem gebührenden Maß an Wut die unfassbaren Ereignisse im größten zur Gänze auf unserem Kontinent liegenden Staat an der Ostgrenze der Europäischen Union. In den frühen Morgenstunden des 24. Februar überquerte eine von einer wohl als despotisch zu bezeichnenden Riege im Moskauer Kreml befehligte Streitmacht die Grenzen zum Nachbarland Ukraine, wo sie seitdem Gräueltaten und Kriegsverbrechen in einem – zumindest in Europa – nicht (mehr) vorstellbaren Ausmaß begeht. An dieser Stelle möge es aber getan sein mit Emotionalität, denn diese ist, genauso wie Subjektivität, im Übermaß ausgelebt, wahrlich kein allzu guter Ratgeber – weder in unserem privaten noch beruflichen Leben.

Auf wissenschaftlicher Ebene kam es seit Beginn des Krieges in der Ukraine zur Abhaltung zahlreicher Veranstaltungen unterschiedlichen Formats, die sich mit der Unfassbarkeit dieses europäischen Zivilisationsbruchs seitens der Russischen Föderation befassten. In diese Reihe fügte sich auch das multidisziplinäre HuK-Forum zum Krieg in der Ukraine ein, das – als gemeinsame Veranstaltung des Instituts für Slawistik, des PBB „Dimensionen der Europäisierung“ und des Forschungsnetzwerks „Heterogenität und Kohäsion“ – am 22. März im Online-Modus stattfand und von *Katharina Scherke* (Institut für Soziologie) und *Dagmar Gramshammer-Hohl* (Institut für Slawistik) einfühlsam und fachkundig moderiert wurde. Das Ziel dieser akademischen Bestandsaufnahme lag darin, Ursachen und Folgen des Angriffs Russlands auf die Ukraine in ihrer historischen, kulturellen und sozialpolitischen Dimension zu diskutieren. *Barbara Stelzl-Marx* (Ludwig-Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung und Institut für Geschichte) berichtete in sechs Punkten über Implikationen des Zweiten Weltkrieges (einst in der Sowjetunion und heute in der Russischen Föderation als „Großer Vaterländischer Krieg“ bezeichnet) für die gegenwärtige Situation, wobei sie die russischerseits derzeit unablässig bemühten Termini „Denazifizierung“, „Entmilitarisierung“ und „Faschisten“ als direkte Anknüpfungspunkte an die Jahre von 1941 bis 1945 und als eine an die eigene Bevölkerung gerichtete rhetorische Inszenierung bezeichnete. Diese Begrifflichkeiten seien den Menschen in Russland seit vielen Jahrzehnten bekannt und würden nunmehr beharrlich zur Erlangung einer Deutungshoheit über das aktuelle Vorgehen herangezogen werden. Dazu komme, dass, wer die Armee kritisiere – sei es die Rote Armee im Zweiten Weltkrieg oder die Streitkräfte der Russischen Föderation heute –, nicht nur eben diese, sondern auch die Sowjetunion und somit auch das heutige Russland „beschmutze“, führte Stelzl-Marx zur aktuellen russischen politischen Doktrin aus. *Florian Bieber* (Zentrum für Südosteuropastudien) beleuchtete anhand dreier Themenblöcke – 1) Krieg in Europa, 2) Europa als Projekt und 3) Demokratie – die Geschehnisse in der Ukraine und erinnerte unter anderem daran, dass es in den Jahren seit dem Ende des Kalten Krieges in Europa mehr Jahre mit Krieg als ohne gegeben habe, auch wenn sich die teils mehrjährigen Waffengänge, sieht man von den jugoslawischen Zerfallskriegen ab, eher an der Peripherie des Kontinents (Kaukasus) zugetragen und deshalb wohl weniger im Zentrum der europäischen Aufmerksamkeit gestanden hätten. Weiters verglich Bieber die Argumentationslinien der Konfliktparteien im Zuge der Kriege in Ex-Jugoslawien und stellte fest, dass sich die nationalen Narrative in Südosteuropa in den letzten 25 Jahren nur wenig verändert hätten, die damaligen Argumente jenen im Ukrainekrieg ähnlich seien und vor allem im Sinne einer Untermauerung und Hervorkehrung eigener Opferthesen bedient würden. In ihrem gemeinsamen Beitrag warfen *Miriam Finkelstein* und *Mariya Donska* (beide Institut für Slawistik) einen Blick auf die gelebte Zweisprachigkeit in der Ukraine, die damit einhergehenden Identitätsdiskurse und mögliche Zukunftsszenarien für die ukrainische Gesellschaft. Bemerkenswert sei, so Finkelstein, dass die Ukraine wohl auch in dieser verheerenden Kriegssituation nicht in sprachliche Teilgebiete zerfalle, da es, anders als etwa in der Schweiz, keine mehr oder weniger klar abgesteckten Sprachregionen gebe und deshalb eine „situative Zweisprachigkeit“ vorliege. Auch wenn gemäß der Verfassung Ukrainisch die einzige Amtssprache sei, würde im Land eine Sprachvielfalt vorherrschen, da etwa gut 30 Prozent der

Ukrainer:innen Russisch als ihre Muttersprache angeben und sich ein großer Teil der Bevölkerung der ukrainisch-russischen Mischsprache Suržyk bedient. Gleichzeitig könne die Tendenz erkannt werden, dass sich das Russische in der Ukraine vom Russischen in Russland in den letzten Jahren zunehmend zu differenzieren beginne, wobei man in dem vom Krieg gebeutelten Land die russische Sprache immer häufiger als etwas „Eigenes“ erachte und Russisch nicht als das „nationale Eigentum“ der Russischen Föderation ansehe. Thematisch daran anknüpfend behandelte Mariya Donska schließlich das Thema der Bilingualität am Beispiel der ostukrainischen Stadt Charkiv und illustrierte dies anhand der zwei größten Theaterhäuser der Stadt, die die Namen der beiden wohl bedeutendsten und in ihren Ländern bis heute zweifellos meistverehrten Literaten tragen. Es sind dies Aleksandr Puškin und Taras Ševčenko, wobei Ersterer in russischer Sprache und Zweiterer auf Ukrainisch schrieb. Die nach ihnen benannten Theater in Charkiv liegen nur wenige Gehminuten voneinander entfernt, und mit dieser räumlichen Nähe korreliere auch eine sprachliche Durchlässigkeit. Entscheidend sei vielmehr die Qualität des Dargebotenen und keineswegs die Sprache als in der Vergangenheit leider viel zu oft missbrauchtes Mittel nationaler Abgrenzung. Auf diese Weise offenbart sich für den Verfasser dieser Zeilen ein weiteres Mal das bemerkenswerte Phänomen einer situativen Zweisprachigkeit, wie sie für die Ukraine weithin als gelebter Normalzustand bezeichnet werden konnte und kann. Denn Sprachen dienen der Kommunikation, sie verbinden, können Grenzen überwinden und Wunden heilen. Möge dies in Zukunft und nach einer hoffentlich raschestmöglichen Beendigung dieses furchtbaren Krieges der Fall sein.

Arno Wonisch